

Bilder von den Schlachtfeldern des Ostens.

Zwei italienische Journalisten schildern in ihren jüngsten Berichten die russischen Schlachtfelder. Einem Mitarbeiter des 'Secolo' hat ein Arzt vom russischen Roten Kreuz erzählt, wie grauenerregend die Toten in den letzten Januar- und in den ersten Februartagen zwischen Kowno und Weidjel hielt: 'Als die Russen sich zurückzogen', sagte er, 'konnte auf weite Strecken hin kein Mensch einen Schritt tun, da Hunderte und aber Hunderte von Toten und Verwundeten den Boden bedeckten. Das andauernde Dröhnen der Geschütze und das ununterbrochene Gewehrfeuer machten jede Hilfeleistung unmöglich. Fünf Tage später erst konnten wir uns auf das verlassene Schlachtfeld begeben. Unseren Augen bot sich ein entsetzlicher Anblick. Die Leichen bildeten ganze Haufen: an manchen Stellen lagen an zwanzig Leichen übereinander. Hier und da ein vom Rumpf getrennter Arm oder Fuß, ein von den Granaten entsetzlich verkrümmelter Körper. Die Nationen donnerten in der Ferne. Wir schritten schweigend, entsetzt vorwärts und spannten das Ohr an, in der Hoffnung, hier und da noch einem Verwundeten Hilfe bringen zu können. Aber auf diesem Felde herrschte das Schweigen des Todes. Die Verwundeten waren, da die Hilfe zu spät kam, zum größten Teil umgekommen. An einer Stelle fanden wir einen russischen Leichnam, der sich fest an einen deutschen Leichnam klammerte: war das noch Hoffnung auf dem Tode oder deutete es auf Verzeihung im Tode hin? ... Die Verwundeten müssen unter unaglichen Leiden gestorben sein. Die erschöpften Körper waren wahrscheinlich während der kalten Nächte erfroren. Einige wenige atmeten noch; wir versuchten ihnen Beistand zu leisten, aber das Leben entfloß aus ihnen fast unter unserer Hand. Weit hinten auf diesem Schlachtfelde fanden wir ein von Granaten zertrümmertes Haus. Hier lagen an zwanzig Offiziere, von denen sieben tot waren, einige mit dem Tode rangen, andere schwer verwundet am Boden lagen. Alle diese in der Schlacht verwundeten Offiziere hatten sich mühsam bis zu dem Häuschen geschleppt, um Schutz zu suchen. Das Haus, das Rettung zu bedeuten schien, wurde aber das Grab der Vermissten: Die Lebendigen sahen, den Verwundeten gepackt, den Tod und den Todeskampf ihrer Kameraden mit an ...'

Ein anderes Bild: Scharzow am Dniesterfluß! Wie oft hat man nicht in diesem Kriege den Namen dieses etwa 7000 Einwohner zählenden polnischen Städtchens nennen gehört! Vierzig Tage lang hatten mehr als 2000 Einwohner, die in der Stadt zurückgeblieben waren, alle Grauen und Schreden des Krieges auszuhalten. Vierzig Tage lang war Scharzow zwischen der deutschen und der russischen Front isoliert, wie zwischen zwei feindlichen Schützengraben festgeklammert. Rings herum wüthete der Krieg, und die Einwohner konnten ihre Häuser nicht verlassen: ein Auszug nach der einen oder der anderen Seite hin, ein Durchbruch durch den Ring von Eisen und Feuer bedeutete dem sicheren Tode entgegengehen. Hin und wieder fiel eine Granate auf die Stadt: ein paar Häuser wurden zerstört, ein paar Einwohner getötet. Die Bevölkerung hielt sich in den Kellern versteckt; es fehlte an Lebensmitteln und an Heizmaterial, und ansteckende Krankheiten gingen in der Stadt um. Viele Leute, besonders Kinder, starben Hungers, und es kamen auch Fälle von Hungerwahnsinn vor; ein wahrhaftig gewordener Kaufmann ersah seine Frau und legte dann Feuer an eine ganze Häuserreihe. Als die Russen — für ein paar Tage nur — die Stadt besetzten, fanden sie die Bevölkerung in einem Zustand unbefriedigenden Elends. Etwa 200 Einwohner verließen Scharzow und pilgerten zu Fuß gen Warschau; viele andere wollten es ebenso machen, hatten aber nicht mehr die Kraft, sich auf ihren Füßen zu halten und sahen in ihren Häusern in dumpfer Verzweiflung dem Tode entgegen. Frauen schlepten sich, oft unter dem Hagel der Geschosse, bis zu den Stellungen der Truppen und steckten die Soldaten um ein Stück Brot an; meist aber brachten sie es nicht mehr nach Hause, da sie unterwegs auf die eine oder die andere Weise vom Tode ereilt wurden.

Auf eine andere Kriegstrasse führt A. Morandotti die Leser des 'Corriere della Sera'. Er erzählt zunächst, wie die Russen in Ostpreußen und an der ostpreussischen Grenze gehaust haben. In S. sah er ein Rodewarenhaus, in dem alles durcheinandergeworfen und nutzlos zerstört worden war. Aber dicht hinter der Zerstörung begann der Wiederaufbau: Soldaten spannten neue Tele-

phon- und Telegraphendrähte aus, und Scharen von Bauern und Gefangenen waren bei den Aufräumungsarbeiten beschäftigt. Die Bemühungen machen kaum noch einen besonderen Eindruck; man ist an das alles schon vom Oktober her gewöhnt. Was grauenerregend wirkt, ist das Innere der Häuser, die Voere, das Chaos, der ungläubliche Schmutz, die nichtswürdige Verheerung im Kleinen, die die Russen zurückgelassen haben. Zertrümmerte Geschäftsbücher, zerschnittene Stuhlpolster, halbvolle Meßsäcke, die absichtlich durchlöchert sind, allerlei altes Gerümpel, Haufen von heruntergeschlagenen Fiegelsteinen, das Gerippe einer Nähmaschine, das Rad einer Räge, ein beschriftetes deutsches Niederbuch; so sieht ein kleiner Hof in S. aus. In einem Hotelzimmer fand man Teile der letzten Zugausgabe der Werke Friedrichs des Großen; die Soldaten hatten den Deckel als Schachbrett benutzt. Auch ein Exemplar des Jagdbüchchens des Kronprinzen fand sich hier; die Bilder waren in barbarischer Weise herausgerissen. Auf den Tischen lagen Leberreste von Mahlzeiten, fahl gewogene Knochen, halbvolle Weingläser und Nummern der 'Kowoje Wremja'. Auf dem Fußboden war ein Haufen Lumpen, der offenbar als Lagerstätte gedient hatte, aufgeschichtet. In den Höfen lagen Familienalben und Urkunden zerlegt und zerstückelt in allen Ecken, und es sah aus, als wenn hier nicht erwachsene Menschen, sondern ungezogene Kinder ihr Spiel getrieben hätten.

„An einer Straßenecke in Suwalki“ — erzählt Morandotti — „wohnten wir der im folgenden geschilderten Szene bei: Ein leicht verwundeter Soldat wird dabei erlopft, wie er ein junges Mädchen belästigt. Er will ihm nicht etwa die Ehre rauben, sondern nur eine Kontervenbüchse, die es in der Hand hält. Raschen Schrittes tritt ein Unteroffizier heran, der ihn anführt: 'Was glauben Sie? Daß Sie sich, weil Sie verwundet sind, alles erlauben können? Eine Schande ist das!' In einiger Entfernung schärfte ein Hauptmann seiner Kompanie ein, daß sie immer und überall höchsten Respekt vor dem Privateigentum haben müsse. ... Suwalki war übrigens die erste Stadt auf unserem Wege, die fast normal aussah; man hörte hier sogar Kinderstimmen, sah Frauen auf den Straßen, und im Hotel gab es sogar Betten, allerdings ein bißchen zweifelhaft. Die Juden bilden die Hälfte der Bevölkerung. Als wir an unserem Ankunftstage, einem Freitag, durch das Judenviertel gingen, sahen wir aus all den niedrigen Fensterchen die Sabbatbesucher auf die Straße schauen. ... Wir speisten in einem jüdischen Hause. Ein schlecht unterrichteter Kollege zündete sich die Zigarette an der Sabbatkerze an. Als er meinte, daß er eine Dummheit begangen habe, hat er um Entschuldigung, aber die alte Hausfrau sagte düster und begütigend: 'In Kriegzeiten ist alles erlaubt.' Eine jüngere Frau, die am Tische saß, erzählte, daß die deutschen Soldaten niemals ein Mädchen in unziemlicher Weise belästigten, vor allem aber die verheirateten Frauen in Ruhe ließen. ... In einem anderen Orte begegneten wir einem katholischen Priester, mit dem wir uns, da wir nicht russisch sprachen, in lateinischer Sprache verständigten; ein ciceronisches Latein war es allerdings nicht, wenigstens nicht von unserer Seite. Der Priester suchte, als wir ihn nach seiner Gefinnung fragten, zwischen Russen und Deutschen geschickt hin und herzulawieren. Von den Deutschen sagte er, sie besäßen „magis culturam quam russici“; der polnische Bauer aber sei „terrae cupidus“ und habe ein bißchen Furcht vor den Deutschen, weil er glaubt, daß sie auch Polen germanisieren würden, „sicut in provincia Posnania“. Von den Russen hält der Priester aber noch weniger; er glaubt nicht an die „proclamatio caesarea“ und erklärt, daß die Versprechungen des Zaren das Volk „haesitantem sive incredulum“ gefunden hätten. Zuletzt noch eine kleine Anekdote, die man sich in dieser Gegend erzählt: Einige Russen hatten sich bei den Deutschen eingefunden, um sich gefangennehmen zu lassen; sie waren aber unbewaffnet, und da ihre Waffen wichtiger waren als sie selbst, sagte man zu ihnen: 'So wollen wir euch nicht; wenn ihr mit euren Gewehren wiederkommt, nehmen wir euch; wenn nicht, nicht!' Die Russen gingen betriibt davon, kamen aber bald darauf gehörig mit sämtlichen Waffen wieder; einer hatte der größeren Sicherheit wegen sogar noch drei Gewehre mitgebracht. ...'

Zeitrechnungen.

Die christliche Welt zählt die Jahre von der Geburt ihres Gottes an; was vorher passierte, hat sie vorerst nicht interessiert und wurde dann rückwärts gezählt. Die Mohammedaner rechnen vom Jahre der Flucht ihres Propheten-Gründers. Andere Sekten

zählen in gleicher Weise von ihrer Entstehung an und wenn die Juden von Erschaffung der Welt an rechnen, so ist das nur die Konsequenz aus den Teilen des Alten Testaments, die aus dem vierten vorchristlichen Jahrhundert stammen, da nach dieser recht späten Auffassung bereits der erste Mensch der Welt ein Jude war. Diese Rechnung ist nicht nur im allgemeinen unsinnig, da ja, abgesehen davon, daß niemand bei der Schöpfung dabei war, Welt und Menschen, ja selbst die Kultur vielmal älter sind als 5000 bis 6000 Jahre — sondern auch im besonderen, da die Bibelgeschichten, auf die man sich stützt, noch in den verschiedenen Traditionen, hebräischen wie griechischen, ganz erheblich voneinander abweichen. Die Berechnungen sind unzahlbar — es will einmal einer 200 auf einem Haufen gehen haben — und ihre Biffen schwanken zwischen 6984 und 3616 vor Beginn unserer Zeitrechnung. Wer will nun das Richtige ausmachen?

Es war dem Menschen der sich entwickelnden Kultur keineswegs leicht, zu einer festen Zeitrechnung, einer sogenannten Ära, zu gelangen. Sie setzt eine feste soziale Notwendigkeit, das Vorhandensein eines Staates oder doch einer gesellschaftlichen Organisation voraus, die die Rechnung durchführt, ebenso das Vorhandensein von Schrift. Es muß auch ein wichtiger Zeitpunkt vorhanden sein, von dem zu rechnen den Menschen lobt. Ehe man den erkannt hat, ist aber meist schon eine lange, rechnungslose Zeit vergangen und es hält dann wieder schwer, sich in dieser zurückzufinden. So sind denn die Völker allseits erst in späthistorischer Zeit zu einer Zeitrechnung gelangt.

Die heute in den christlichen Ländern gültige, die sogenannte Dionysische Ära, verdankt ihren Namen dem Dionysius Exiguus, dem Abt eines römischen Klosters, der — erst im Jahre 525 — eine neue Osterfest berechnete. Die Rechnung selbst soll schon 485 ein gewisser Victorin von Aquitanien, wohl auch ein Geistlicher, hergestellt haben. Nach dessen Berechnung fielen das Geburtsdatum Jesu, das als Stützpunkt der Ära gilt, auf den 25. Dezember des 754. Jahres seit der Erbauung der Stadt Rom. Diese römische Ära ist ja nun freilich in ihrer Grundlage auch ganz unsicher, jedoch die letzten Jahrhunderte stimmen die Berechnungen. Aber das christliche Datum selbst steht augenscheinlich in der Luft. Denn da Herodes, der sogenannte Große, im Jahre 750 nach der Gründung der Stadt Rom (das ist aber = 4 vor Chr.) gestorben ist und das Jesuskind nach allgemeiner Annahme bei dessen Tode ungefähr zwei Jahre alt war, so ist entweder die vom Evangelium nach Matthäus erzählte grausame Kindermordgeschichte, auf Grund deren man eben letzteres annimmt, falsch oder die Zeitrechnung ist mindestens 6 Jahre zu kurz und müßte eigentlich mit dem Jahre 756 der Stadt Rom beginnen.

Der ägyptische Mönch Anianus berechnete das Geburtsjahr seines Herrn auch, und nach ihm fiel es gar ins Jahr 8 der Dionysischen Ära, 701 der Stadt. Nach dieser Rechnung zählen die äthiopischen Christen noch heute. Nach Ruf. 2, 4 wäre das Geburtsjahr das Jahr 7 (700) und nach demselben Evangelium Vers 1 und 2 des dritten Kapitels das Jahr 2 (702). Man sieht, daß die alten Berechnungen, die ganz gewiß auf noch älteren ruhten, sich herzlich wenig um die Evangelien gekümmert haben — Beweis, daß man diese recht spät kennen lernte.

Wie schon erwähnt, steht es mit der Erbauung Roms im Jahre 753 v. Chr. im ganzen nicht besser. Diese Ära ist ein ganz unzuverlässiges Produkt später Geschichtsschreibung. Für ihr 8. und 7. Jahrhundert besitzen die Römer nur Sagen, die in der Hauptsache nicht einmal auf ihren eigenen Beuten gemachsen sind, sondern die man den Griechen und dem weiteren Orient entlehnte, wie Eduard Staden ganz zweifellos nachgewiesen hat.

Die Bibel des Alten Testaments datiert ihre Geschichten ziemlich genau, so daß die Juden noch heute glauben, ihre Yahlen, die der letzte maooretische Text bietet, für die Zeitrechnung benutzen zu können. Aber auch auf diesen, mit großer Kunst und jahrhundertelanger Mühe möglichst widerprüdfrei gemachten Text ist kein Verlaß. Selbst dort, wo — wie in der späten Königsliste — die Bibel ganz einwandfrei zu zählen scheint, ist sie bei näherer Prüfung doch völlig unzuverlässig. Denn Schreibkunst und historische Erinnerung gehen bei den Juden nicht sehr weit ins 8. Jahrhundert zurück, die Yahlen für die Wegensseitigkeiten der jüdischen und israelitischen Könige (Synchroismen) stimmen gar nicht überein und erweisen sich als einem fiktionalen System angehörig, das vom Auszug aus Ägypten bis zum Anfang des babylonischen Exils eine Periode von 2 x 12 x 40 = 600 Jahren konstituiert, das ja wohl fromme Schauer, aber keine wissenschaftliche Überzeugung auslösen kann. Die Juden der letzten vorchristlichen Jahrhunderte hatten

Ueberfluß.

Von Martin Andersen Nexö.

„Genießen — bist Du verrückt?“ fragte Kage schauernd. „Jawohl, genießen! Zu sterben, namentlich eines gewaltigen Todes — zum Beispiel wenn man zermalmt wird — soll ein ganz wunderbares Gefühl sein, so etwas wie der Befruchtungsakt, aber zehn-, zwanzigmal nervenerregender. Du solltest es einmal versuchen! Warum an den verdünnten Genüssen nippen, wenn man allen Lebensgenuß fogusogen in einem Hapfen erreichen kann.“

„Warum veruchst Du es nicht selber?“ „Weil ich zu den Erschlafften und Abgestumpften gehöre; ich würde den Uebergang wahrscheinlich gar nicht merken. Aber Du mit Deinem Körper! So ein Chof! Es wäre geradezu ein himmlischer Hapfen.“

„Hör auf mit dem Unsinn.“ rief Kage. „Stötest Du nicht Lust, Dich wie der starke Bleidecker hinabzulumpfen zu lassen?“ fuhr Karl ungestört fort. Aber Kage antwortete nicht, er faßte ihn ums Handgelenk und fing an zu laufen. Der Weg fiel auf eine gerade Strecke von weitaufend Fuß hin gleichmäßig ab, und Kage lief schneller und schneller. Karl schwankte und stolperte, mehr als einmal wäre er beinahe gefallen, aber Kage hielt ihn. Er wollte rufen, konnte aber nicht; die Lust preschte ihm die Brust zusammen; das Herz schien ihm den Hals hinaufzuzufrieden und die Lufttröhre zu verschließen, er konnte keinen Atem holen.

Am Fuße des Hügels lief Kage langsamer, und Karl riß sich los und ließ sich zu Boden fallen. Halbersticht, mit geschlossenen Augen lag er da und dachte. Wort für Wort kam ein gehöhnter Vorwurf über seine Lippen, mit langen Unterbrechungen. Plötzlich schnitt er eine Grimasse und schmeckte. „Ich habe gewiß Blut im Munde.“ sagte er schwach und ängstlich.

„Spud es aus, dann kricast Du neues.“ meinte Kage. Aber Karl machte eine Schlingbewegung. Blut durfte nicht vergeudet werden.

Kage sah verzagt aus, doch Karl lachte; er wunderte sich selbst darüber, daß er nicht zornig war.

„Lut es sehr weh?“ fragte Kage.

„Nein, gar nicht, ich bin nur ein wenig matt. Wenn man doch bloß erst wieder bei dem Wagen wäre!“ Rübde blickte er den langen Hügel hinauf.

Kage hüchelte sich rauh und nahm ihn auf die Arme;

Karl sträubte sich, aber der Freund richtete sich mit ihm auf und begann zu gehen. „Du könntest aufhören, Dich schwer zu machen.“ sagte er.

Aber Karl machte möglichst viele Schwierigkeiten beim Tragen, und als Kage trotzdem mit starken Schritten weiterging, wurde er böse auf diesen großen, kräftigen Körper, der nichts von Todesfurcht kannte und trotzdem das Leben zu genießen vermochte. Vergewens hatte er in diesen sorglosen Menschen etwas vom Gift des Todes zu träufeln versucht, bloß um das Vergnügen zu haben, ihn zittern zu sehen. Nein, nicht darum, sondern um ihn zum vollen Bewußtsein vom Werte des Lebens zu wecken. Aber er war träge wie ein Wiederläufer.

Karls Hände waren um den Hals des Freundes gefaltet; er hatte Angst zu fallen. Und er fühlte etwas gegen seine Handgelenke hämmern, Kages große Halspulsadern. Er löste seine Hände ein wenig und ließ sie bebustam vorwärts gleiten, so daß der Daumen die Pulsadern bedeckte; dann preschte er ganz langsam zu. Kages Blick begann zu flackern, sein Kopf wurde rot, dann blaurot. Stolpernd machte er einen Schritt, dann stöhnte er halbersticht und schleuderte seine Würde von sich. Einen Augenblick schwankte er, bevor er zur Bestimmung kam und sich in der Umgebung wieder zu recht fand.

Karl hatte sich im Fallen gestoßen. „Du hast wohl Wunden.“ sagte er und erhob sich mühsam.

„Mir scheint, Du wolltest mich ersticken.“

„Du müchtest doch wohl ertragen können, daß man Dich um den Hals festhält.“

„Ja, aber hast Du nicht die Finger drauf gedrückt?“

„Das kann ich mir nicht denken — es muß ein Blutvropf gewesen sein. Sei vorsichtig, mein Freund, sonst trifft Dich eines Tages der Schlag, und Du liegst da; Du hast den Körperbau dazu — der kurze, dicke Hals!“

Schweigend gingen sie zum Wagen zurück, Karl mit triumphierender Miene wie ein Mann, der seinen Gegner in die Enge getrieben hat, Kage mit einem Ausdruck von Gutwilligkeit und Verwirrung. Von Zeit zu Zeit warf er einen schäuen, unfreiwilligen Blick auf Karls Finger.

Auf dem Heimwege war Karl wieder in der besten Laune und begann selbst eine ernsthafteste Erörterung über Kages Aussichten als Artist. Und sie trennten sich als die besten Freunde.

Frau Sörensen war mild und demütig und versorgte ihr Heim. Vom Morgen bis zum Abend war sie damit be-

schäftigt, alledem abzuwehren, was in den langen, unbeimlichen Jahren versäumt worden war.

An genug Dinge war Hand anzulegen. Drüben in den Gastzimmern mußte eine regelrechte Ausmistung erfolgen. Seine konnte nicht allein damit fertig werden, sondern mußte Hilfe haben. Sörensen wand sich unter diesen Extraaufgaben, aber als die Zimmer dann schmutz und frisch dastanden, mit neuer Tapete und weißen Betten, da rieb er sich vergnügt die Hände und wiederholte: 'Erfüllendes Hotel, erklaffig!' — Selbst die Schenkstube mußte ihren langjährigen Fliegendred und Schmutz hergeben, der wie schwarzer Schweiß von den Wänden herabtraff, wenn viele Gäste da waren. Sörensen fand, daß die Stube dadurch etwas von ihrer Traulichkeit einbüßte, sagte aber nichts.

Und da war ein Stopfen und Flicken und Kochen, und oben in den Stuben war in jeder freien Stunde genug zu tun, um es gemütlich zu machen. Sörensen kam denn auch oft am Tage hinausgerannt, ganz zärtlich, und wollte einen Kuß und ein Blanderstündchen haben; und sie tischte ihm auf, sorgte dafür, daß eine Tasse guter harter Kaffee bereitstand, und wuschte ihm den Schweiß von der Stirn, wenn er in seinem Laboratorium — der Fabrik, wie er jetzt mit Vorliebe sagte — gearbeitet hatte. Wenn sie dann so dastand und ihn besorgforschend ansah, ob er einen Wunsch habe, traten ihr wohl Tränen in die Augen bei dem Gedanken daran, wie garstig sie gegen ihn gewesen war, der sich da für sie und seine Sache abmühte — und stumm küßte sie ihn, um Abbitte zu tun, gerade auf seine rote Nase, und wandte sich ab. Er wurde dann ganz gerührt und trollte sich mit behaglichem Grunzen wieder in die Schenkstube hinunter.

Für sie gab es jetzt nur noch eins — ihren Mann und alle ihre Bemühungen gingen darauf aus, die Vergangenheit aus seiner Erinnerung auszulöschen und ihm Genugtuung zu verschaffen für das, was sie verschuldet hatte. Indem sie sich so behändig mit ihm beschäftigte, erreichte sie es auch, die Neue zu töten und die Anlagen zu unterdrücken. Sie war eine resolute Natur, und es fiel ihr schwer, zu glauben, daß etwas nie wieder gutzumachen sein solle, darum machte sie sich keine Vorwürfe, sondern verfuhrte eifrig nachzuholen, was sie durch ihre vieljährige Halsstarrigkeit versäumt hatte. Und jede kleine Freundlichkeit und Fürsorge war ihr eine Abzahlung, wog etwas in der Vergangenheit auf.

Da waren auch die Verhältnisse, die ein wenig zu ihrer Entschuldigung dienen mußten! Er war nie warmblütig gewesen, kein leidenschaftlicher Liebhaber, wie sie ihn sich besonders in den ersten Jahren gewinnst hatte. Allerdings war das Unrecht auf ihrer Seite, sie war zu leidenschaftlich

eine eigene Jahresrechnung noch nicht. Sie rechneten nach der Ära der Reiche, zu denen sie politisch gehörten; so z. B. I. Pakt. 1, 21, II. 1, 10 nach der der seleukidischen (syrischen) Großkönige. Daggai, Sadaria, Esra-Nehemia zählen nach Jahren der Perserkönige. Wahrscheinlich eigentümlich israelitisch sind nur die Rechnungsweisen nach zeitlich nacheinander liegenden Ereignissen: zwei Jahre nach dem Erdbeben Amos 1, 1; im Jahre, da der König Uria starb, Jes. 6, 1; im Jahre, da König Ahas starb, Jes. 14, 28; im Jahre, wo der Tartar (assyrischer Obergeneral) gegen Assod zog, Jes. 20, 1; das fünfte Jahr nach Wegführung des Königs Jojachin (und seiner eigenen) Desei. 1, 2; ähnlich noch 8, 1 und 20, 1.

Es ist erstaunlich, daß nicht nur Völker der Halbkultur, sondern auch große Reiche wie Ägypten und Babylonien ohne oder mit nebensächlichen Datierungen ausgekommen sind. Noch in den Briefen bezog, Erlassen des großen — Kaiser müßte man nach heutiger Sprechweise sagen — Hammurabi (um 2000 vor unserer Zeitrechnung) fehlt jede Datierung, selbst die nach seiner eigenen Regierungzeit, ebenso den gleichzeitigen und den noch viel späteren (selbst den spätsyrischen) bürgerlichen Briefen und Geschäftskontrollen. Man hatte eben Zeit, d. h. lebte zeitlos, wie noch heute ein großer Teil des Orients, wo nur die wenigsten Leute genau wissen, wie alt sie sind.

Als „äußerst bemerkenswert“ wird von den Assyriologen ein von einem babylonischen Briefherrschender Brief bezeichnet, in dem von einem Gläubigen mit süßlichen Worten ein versprochener Opferdank gefordert wird und der ganz ausnahmsweise ein Datum trägt: „Monat Nisan, 9. Tag, Jahr, da König Ammisadugga die Mauer Amisadugga (baute).“ Der genannte König war der 4. Nachfolger Hammurabis, ist also um 100 Jahre jünger.

Man besitzt zwar Listen über altbabylonische Königsreihen mit absoluten Zahlenangaben über deren Regierungszeiten, aber keinen relativen, die sich auf ein festgesetztes Ereignis beziehen; sie sind überdies aus später Zeit und benutzen ältere Quellen, die wir auch nicht kennen, sind teilweise wohl nur nach Schätzungen entworfen und nachgewiesen mehr oder weniger ungenau.

Erst die Assyrer empfanden das Bedürfnis einer wirklichen Zeitrechnung. Sie legten deshalb um Jahr 900 ihre Limmu-Liste ein. Limmu oder Eponymen sind hohe Staatsbeamte — den König eingeschlossen —, nach denen je ein Jahr benannt wurde. Das haben dann Griechenland und Rom nachgeahmt, indem sie ihre Jahre nach den jeweiligen Archonten und Konsuln benannten. Diese Listen sind erhalten und der assyrische Eponymenkanon wird seit 747 kontrolliert durch den sehr zuverlässigen, also nach guten alten Quellen angefertigten ptolemäischen Kanon. Der assyrische Kanon ist auch noch weitere Geschichtsquelle dadurch, daß er nicht nur die Namen der Limmu, sondern auch noch bemerkenswerte Jahresereignisse, leider viel zu wenig, enthält. Eine Sonnenfinsternis, die im Sinn eines bestimmten Jahres bezeichnet ist, hat man als am 15. Juni 763 festgefunden und rechnet, so daß seit diesem Termin die Zeitrechnung tadellos in Ordnung ist.

Die Datierungsweise nach Königsjahren ist in Ägypten erst später aufgenommen und nur neben den Limmulisten in Geltung gewesen. Dagegen bedienen sich die seit dem 8. Jahrhundert geführten babylonischen Königslisten, die gleichfalls zur Kontrolle dienen, jener Berechnungsart. Das ist ein Hinweis, wo die Bibel ihre Berechnungsart her hat — sie ist nachherlich.

Die zu gleicher Zeit erfindenen und mit noch phantastischeren Zahlen spielenden Zeitrechnungen von Priesterastrologen — auch der indischen — können hier nicht betrachtet werden; sie sind nicht zum Zweck geschichtlicher Bestimmungen erfunden, sondern hängen mit religiösen Systemen zusammen, die uns hier nicht interessieren.

Der babylonische Priester Berossos im 3. Jahr v. Chr. gibt die Dauer eines Weltzeitalters (Aeon) zu 36 000 Jahren an; wir wissen nicht, auf Grund welcher Autorität, worauf denn eine andere Aeon folgt. Von solchen Aeonen ist auch noch im Neuen Testament die Rede — in den Uebersetzungen ist das unfortunierweise immer mit „Ewigkeit“ wiedergegeben; statt des unlogischen: von Ewigkeit zu Ewigkeit, ist also zu lesen: von Weltzeit zu Weltzeit. Unter letzterem läßt sich immerhin noch etwas denken.

Einer festen Ära in unserem Sinne haben sich zuerst die Diaboden, die Nachfolger des großen Alexander bedient. Sie rechneten, wie schon angedeutet, nach dem Beginn der Herrschaft ihrer Familie; die Seleukiden in Syrien vom Herbst 312, die Ptolemäer in Ägypten vom Frühjahr 311 v. Chr. ab. Ihnen haben dann die Römer die Rechnung nach der Erbauung der Stadt nachgebildet. Dr. Sommer.

beranlagt gewesen, vielleicht mehr, als schon und anständig war. Aber das lag in ihrer Natur und ließ sich nicht ändern. — Daraus hatten die Verhältnisse sich entwickelt.

Am drückendsten lastete die Flucht von Hause auf ihr. Die erstreckte sich auf einen kurzen Zeitraum und stand darum so scharf vor ihren Augen, sie barg die bittersten, brutalsten Erfahrungen, da sie das Schönste in ihr für immer roh zu Boden geschlagen hatte. Denn selbst wenn das mit der allesvergeßenden Hingabe in Liebe auch hysterische Phantasterei gewesen war, so war es doch schön gewesen, und es hatte ihr eine eigentümlich aufrechte Haltung verliehen, während sie jetzt zerschmettert war. Aber diese Flucht war wiederum eine Folge der Verhältnisse, und gebrandmarkt fühlte sie sich jedenfalls nicht mehr, weil das Ganze so seltsam außerhalb ihrer selbst lag. Und sie hatte sich wenigstens nicht an ihrem Manne vergangen, da sie keine Freude gehabt hatte, sondern nur Ekel.

Die unbedingte Unterwerfung fiel ihr nicht schwer, sie sagte ihr als etwas Natürliches zu. Aber das Gefühl der Schuld entglitt ihr so wunderbar zwischen den Fingern. Und alles das mußte außerdem vor einem brennenden, stehenden Schreden weichen, der zunahm, als eine Woche, zwei, drei Wochen vergingen — vor der Angst, daß sie mit ihren zwei- und vierzig Jahren nochmals Mutter werden, daß der Auszug Folgen haben würde. Mehrere Umstände vereinigten sich, diese Furcht zu bekräftigen.

Ihr erster Gedanke war, sich das Leben zu nehmen, in den Hofen zu springen. Aber dann war das Ganze ja vorbei — auch für sie selbst, die jetzt gerade etwas Vernünftiges vom Leben haben — und ihrem Manne so viel sein wollte.

In Wirklichkeit war das auch der schlechteste Dienst, den sie ihm erweisen konnte, da es ihn in unglücklicher Weise zum Gegenstand des Geredes der Leute machen würde. Und durch die Tat gab er denn auch ihrem nächsten Plan, sich so einzurichten, daß er in natürlicher Weise in die möglichen Rechte und Verpflichtungen hineingeleiten konnte, seinen vollen Beifall. Denn er hegte eine ähnliche Furcht wie sie, und das Selbstgefühls, daß sie beide mitten in einem gemütlichen Gespräch geistesabwesend wurden, weil beide das gleiche beschäftigte: der Gedanke an Folgen. Er wußte freilich nichts, aber aus ihrer demütigen Haltung glaubte er etwas sehr Ernstes schließen zu können. Und wenn nun ihre unermühtig-strenge Wahrheitsforderung wieder aufstand? Er sah sich in Gedanken sitzen und das Kind streicheln, ganz als ob es sein eigenes wäre, und die Leute ahnten nichts, sondern gratulierten und neckten ihn ein wenig, weil er so spät damit heransrückte. Doch dann kam sie stets herbeigestrürt und schrie: Rühr es nicht an, es ist nicht Deins! Und dann konnte er allem nachhelfen, Gemeinderat und so weiter. . . .

Er beschloß, ihr zu helfen. „Wir sind wie zwei Neubermerüste“, sagte er eines Tages und legte den Arm um sie. „Weinst Du nicht, daß der Storch auf den Einfall kommen könnte, uns noch einmal zu besuchen?“ (Fortf. folgt.)

## Veränderliche Elemente.

Die Vorstellung, die man sich bis vor wenigen Jahren von dem Wesen der chemischen Elemente gemacht hat, ist bekanntlich durch die Entdeckung der radioaktiven Stoffe, vor allem des Radiums, einer durchgreifenden Revision unterzogen worden. Zunächst war durch den Nachweis des Zerfalls der radioaktiven Elemente und durch die Bildung neuer chemischer Grundstoffe die Lehre, welcher die chemische Fortführung so vieles verdankt, daß das Eigentümliche eines Elementes die Unveränderlichkeit seiner Substanz sei, von Grund aus erschüttert. Konnte man in dem einen Falle freilich nur auf rechnerische Weise zur Einsicht gelangen, daß Jahrzehntausende zur Bildung eines neuen Elements notwendig wären, so gingen in anderen Fällen die radioaktiven Umwandlungen vor den Augen des Untersuchers vor sich. Ist aber erst ein Stein aus einer Grundlage herausgebrochen, so folgen bald andere. Die Lehre von der Unveränderlichkeit der Elemente war fallen gelassen; und es konnte nicht fehlen, daß nun auch die anderen charakteristischen Zeichen auf ihre Berechtigung nachgeprüft wurden.

Jedem Elemente, so lautet ein Fundamentalsatz, kommt ein bestimmtes Atomgewicht zu, und es gibt nicht zwei Elemente, die das gleiche Atomgewicht haben. Aus dieser Einsicht heraus ist das berühmte „periodische System“ der Elemente von Lothar Meyer und Mendelejeff aufgestellt worden. In diesem System sind die Elemente nach ihren steigenden Atomgewichten geordnet. Bei der Prüfung der Eigenschaften der Elemente fand man nun, daß nach einer gewissen Zahl von Elementen ein Element periodisch auftritt, dessen chemische Eigenschaften dem entsprechenden vorhergehenden sehr ähnlich sind. Man sagte deshalb: „Die Eigenschaften der Elemente sind eine periodische Funktion ihrer Atomgewichte.“ Nach den neuesten Untersuchungen aber ist das Atomgewicht nicht der das chemische Verhalten des Elements bestimmende Faktor. Es gibt, so merkwürdig es klingen mag, Elemente mit verschiedenen Atomgewichten, die gleiches chemisches Verhalten zeigen, und andererseits von einander in ihrem Verhalten verschiedene Elemente, die gleiches Atomgewicht haben. Die Beispiele dafür liefern ebenfalls die radioaktiven Elemente, und zwar nur diese. So ist Radium D — ein Zerfallsprodukt des Radiums —, wie aus den neuesten Arbeiten der ungarischen Forscher v. Hevesy und Becquerel hervorgeht, in seinen Eigenschaften identisch mit Blei und durch dieses völlig ersetzbar, obgleich das Radium D ein Atomgewicht von 209,96 und Blei ein solches von 167,15 hat. Also zwei Elemente mit verschiedenem Atomgewicht und dennoch gleichen Eigenschaften. Aus diesem Grunde ist es auch gelungen, Radium D von Blei zu isolieren.

Auch die andere Abweichung von der landläufigen Vorstellung, daß die Elemente ein einziges bestimmtes Atomgewicht besitzen, ist durch das Experiment korrigiert worden. In den Laboratorien von Lohdy und Richards an der Harvard-Universität sind in minutiöser Weise Atomgewichtsbestimmungen an Blei und uranhaltigen Mineralien gemacht worden. Dabei zeigte sich, daß Blei, das aus Radium unter Verlust von 5 Heliumatomen (Alphastrahlen) entstanden war, ein anderes Atomgewicht (206,96) hatte, als Blei, das aus Thorium unter Verlust von 6 Heliumatomen stammte (208,4). Das Atomgewicht des gewöhnlichen Bleis ist dagegen von der Internationalen Atomgewichtskommission auf 207,15 festgesetzt worden. Weitere Untersuchungen verschiedener uranhaltiger Erze zeigten dieselben Ergebnisse: immer blieb das Atomgewicht des Uranbleies niedriger als das des gewöhnlichen Elements.

Dennoch wäre es verfehlt anzunehmen, daß diese neuen Anschauungen auf alle Elemente auszuweihen seien. Langwierige Nachprüfungen an den verschiedensten Mineralien haben gezeigt, daß für die meisten Elemente nur ein einziges Atomgewicht existiert, daß also hier die alte Lehre von der Konstanz der Atomgewichte zu Recht weiterbesteht. Genau wie die Verwandlung eines Elements in das andere — der Zerfall — nur bei der radioaktiven Gruppe vor sich geht, so treten die vorgenannten Abweichungen ebenfalls nur bei dieser auf.

## Hunde im Kriege.

„Die Jagd ist ein Gleichnis der Schlachten, des ersten Kriegsgotts lustige Braut.“ Man sollte daher meinen, daß der treue Gefährte des Menschen, der ihm auf der Jagd ein unentbehrlicher Helfer geworden ist, ihm auch in den Krieg folgt. Aber so sehr der Hund für die Jagdzwecke geeignet ist, so wenig trifft das für die eigentlichen Kriegszwecke zu. Im grauen Altertum wurden zwar vielfach Tiere benutzt, um den Gegner in Angst und Schrecken zu versetzen, aber sie gehörten ganz anderen Tierarten an. Von dem großen Kämpferkönig Nemes (1300 bis 1230 v. Chr.) wird berichtet, daß ihn stets acht starke Löwen in die Schlacht begleiteten, die unter den Feinden wüteten und Entsetzen verbreiteten. Auf historisch sicherer Grundlage steht die Verwendung der Elefanten, die König Pyrrhus von Epirus nach Italien mitnahm und deren ungewohnter Anblick den Römern solchen Schrecken einflößte, daß darauf ihre anfänglichen Niederlagen gegen Pyrrhus bei Heraclea und Asculum (280 und 279 v. Chr.) zurückgeführt werden. Das eigentliche Kriegstier aber, das sowohl zum Reiten wie zum Ziehen und Lastentragen benutzt wird, ist von jeher das Pferd gewesen. Das diese Stellung auch heute noch hat. Nur in den tropischen Ländern ist das Kamel an seine Stelle getreten, das dort auch im Frieden sich zum Ertragen der Beschwerden besser eignet als das Pferd gezeigt hat.

Aber auch der Hund hat den Menschen oft in den Krieg begleitet und auch in der Gegenwart spielt er im Krieg eine bedeutende Rolle. Bei Expeditionen in Afrika werden die Truppen regelmäßig auch von Hunden begleitet. Sogar im gegenwärtigen Weltkrieg ist der Hund, der ja auch im Frieden vielfach als Zuchtier benutzt wird, als solches aufgetreten: in der belgischen Armee ist er verwendet worden, um die kleinen Maschinengewehre zu ziehen, allerdings eine ganz vereinzelte Verwendung, die in anderen Heeren keine Nachahmung gefunden hat. Somit sind Hunde im Kriege noch öfter benutzt worden, um die auf Vorposten stehenden Soldaten in ihrer Wachsamkeit zu unterstützen, da ja der Hund durch sein feines Gehör und vor allem durch seinen Geruch heranschleichende Feinde wahrnimmt, lange ehe sie den größeren Sinnes des Menschen wahrnehmbar werden. Ferner hat man zuweilen auch Hunde verwendet, um Meldungen zu den Feldwachen zu bringen sowie um Munition nach den Schützlinien zu tragen. Aber die eigentliche Domäne des Hundes im Kriege ist die Unterstützung des Menschen bei der Fürsorge für die Verwundeten. Im Dienste des Roten Kreuzes wird er verwendet, um Verwundete an entlegenen Stellen, die dem Auge im Dunkel der Nacht oder durch Rauchdunst verborgen sind, aufzufinden und menschliche Hilfe dorthin zu weisen sowie um Lobung den fast verschmachtend daliegenden Verletzten zu bringen.

Man sollte meinen, daß für diesen Zweck in erster Reihe die berühmten Bernhardiner Hunde in Betracht kommen, die sich auf dem St. Bernhard, dem St. Gotthard und anderen hohen Alpenbergen so vorzüglich beim Auffuchen Verirrter, Halbtrogener, von Lawinen Verschlütteter bewähren. Aber der Bernhardiner Hund hat sich als so gut und schwerfällig für diesen Dienst auf dem Schlachtfelde erwiesen. Auch an den englischen Schweifhund, den sogenannten Bluthund, der durch einen ganz besonders feinen Geruchssinn ausgezeichnet ist, hat man gedacht. Aber für den Dienst auf dem Schlachtfelde hat auch er sich ebenso untauglich erwiesen wie der Bernhardiner Hund. Am tauglichsten hat sich dort der schlant gebaute deutsche Schäferhund gezeigt, einer der klügsten und nützlichsten aller Hunde, der auch als Polizeihund bei der Aufdeckung und Verfolgung von Verbrechern gute Dienste leistet. So manchem abseits liegenden hilflosen Verwundeten ist er geradezu als rettender Engel erschienen, wenn er bei ihm Halt machte und ihn „verbesserte“, bis die Sanitätsmannschaften dadurch herbeigerufen waren. So bewährt sich dieser älteste und treueste Freund aus dem Tierreich auch im Krieg für den Menschen als wertvolle Unterstützung im schmerzstillenden und heilenden Liebeswerk.

## Kleines Feuilleton.

### Berg- und Winterkämpfe.

Die heldenhaften Kämpfe in den vereinten Schichten und Berggipfeln der Karpathen, wo besonders die der Bergschwierigkeiten ungewohnten deutschen Truppen fast Uebermensches leisteten, haben ebenso wie die rücksichtslos durchgeführten Winterfeldzüge überhaupt nur wenig Analogien in der Weltgeschichte der Kriege. Den ersten Kampf im Schnee und Eis der Berge wagte wohl der durch seine Grausamkeit — seine Annalen erzählen noch Hommel in eintöniger Wiederkehr, wie er gefangenen Rebellen und Feinden die Haut abzichen ließ, während Frauen und Kinder verbrannt wurden — berühmte Ausrückung Aju r n a s i r p a l im 8. Jahrhundert v. Chr. Er war in den Hochgebirgen Armeniens, dem Land Urartu der Heilschriftler, abgegrenzt worden und mußte sich im strengsten Winter durchschlagen. Es gelang ihm, wie später den Zehntausend unter Xenophon der Marsch durch die schneebedeckten Berge, aber der Kleinkrieg mit den ortsfundigen Gebirgsbewohnern rief fast das ganze Heer außer der nach dem Brauch des Orients stets geschonten Garde auf. Dies Ereignis steht in der Kriegsgeschichte des Altertums lange vereinzelt da, denn man beschränkte sich bis auf die römische Zeit ebenso wie das ganze Mittelalter hindurch auf Sommerfeldzüge; erst seit Julius Cäsar und Kaiser Augustus wagte man, die Truppen auch im Winter an den Feind zu bringen. Leider wissen wir zu wenig von den schweren und nach den ausdrücklichen Angaben der römischen Schriftsteller höchst verlustreichen Feldzügen gegen die Alpenvölker: es ist aber eine weitgeschichtliche Tatsache, daß den Römern gelang, was keinem nach ihnen in vollem Umfang — die Unterwerfung der Schweiz. Schon Hannibal hatte hier freilich eine stets bewunderte militärische Glanzleistung vollbracht, dem Uebergang über den Großen St. Bernhard mit afrikanisch-spanischen Truppen und sogar mit Elefanten; Suwaroffs und des ersten Napoleons Forcierung der Hochgebirgspässe können damit nur schwer den Vergleich aushalten.

Aus der neueren Zeit ist der erste berühmte Winterfeldzug der des Großen Kurfürsten gegen die Schweden, in dem er im Januar 1679 sein Heer über das zugefrorene Frische und Kurische Meer führte; dann war es Friedrich der Große, der auch vom Winterlager aus die Feldschlacht wagte. Ein Meisterstück seiner Strategie bleibt immer die Schlacht bei Leuthen, einem Dorfe westlich von Breslau, an dem bitterkalten 5. Dezember 1757. Wie schwer der König selbst sein Wagnis einschätzte, geht die auf eisbedeckten Höhen verzehnten Oesterreicher angustieren, zeigt seine Ausrufe an einen Offizier vor Beginn des Kampfes: „Ich werde mich heute bei der Schlacht mehr aussetzen als sonst. Er mit seinen 50 Mann soll mir zur Deckung dienen. Er verläßt mich nicht und gibt acht, daß ich nicht der Kanaille in die Hände falle. Bleib ich, so bedeckt Er den Körper gleich mit seinem Mantel und läßt einen Wagen holen. Er legt den Körper in den Wagen und sagt keinem ein Wort. Die Schlacht geht fort, und der Feind — der wird geschlagen.“ Ein Meister des Winterfeldzugs war Napoleon I.: „die Sonne von Austerlitz“ (2. Dezember 1805) war seinen Marschällen und Soldaten ebenso unübergeglich wie das „blutige Schneegedöber“ von Kreutzsch-Plaus im Februar 1807, der ersten Schlacht, in der Napoleon seinen Erfolg buchen konnte. Die Tragödie auf den Eis- und Schneefeldern Rußlands zeigt die ungeheuren Schwierigkeiten eines Feldzuges im winterlichen Jarenzeite, während Wälders Rheinübergang bei Caub in der Neujahrnacht 1813 und die anschließenden Winterkämpfe ebenso wie 1870/71 die Schneeschichten bei Orleans, Le Mans und an der Liffaine und wie der jetzige Winterfeldzug den Beweis lieferten; daß auch „General Winter“ kein unüberwindlicher Gegner ist.

### Turnen als Heilmittel.

Eine interessante Nachricht aus dem Reserve- und Vereinslazarett des Bezirks Görlich wird von Dr. Winkelmann, Reserve-Lazarett-Direktor, in der „Medizinischen Klinik“ gebracht. Jedem in der Unfallheilunde und -begutachtung tätigen Arzt ist die hohe Bedeutung der Bewegung als Heilmittel wohl bekannt, und das Bestreben muß dahin gerichtet sein, die Bewegung möglichst frühzeitig in den Behandlungsplan verlegter einzufügen. Demzufolge wird in den Reserve- und Vereinslazaretten des Bezirks Görlich von der Massage, Gymnastik, sowie aktiven und passiven Übungen an medico-mechanischen Apparaten der ausgiebigste Gebrauch gemacht. Doch schien das Dr. Winkelmann für eine große Reihe von Fällen noch nicht zu genügen. Die vielen beschäftigungslos und zumeist bewegungslos zugebrachten freien Stunden der von ihren Wunden oder inneren Erkrankungen genesenden Mannschaften haben ihn zur Einführung des Turnens als Heilmittel veranlaßt. An drei Nachmittagen in der Woche werden die geeigneten Leute aus den verschiedenen Reserve-Lazarettabteilungen in eine von der Stadt Görlich bereitwillig zur Verfügung gestellte Turnhalle geführt, wo unter spezieller Leitung eines Arztes Turnstunden — Freiübungen — durch einen Turnlehrer abgehalten werden. Die Erfolge dieses Turnens bestehen nicht nur in der durch die systematischen Übungen erzielten Erhöhung der Bewegungsfähigkeit des Körpers, sondern machen sich auch in feinerer Beziehung geltend, indem die Verletzten erhöhtes Vertrauen in die Gebrauchsfähigkeit ihrer Gliedmaßen und in die Leistungsfähigkeit ihres ganzen Körpers gewinnen.

### Ein trauriges Kapitel.

Von der zweiten Russeninvasion in Ostpreußen erzählt in der „Ostpreussischen Volkszeitung“ Richard Friede, Leutnant beim Landsturm-Bataillon Insterburg I. Er teilt mit, er hätte in Schillehnen ein krankes 21 Jahre altes Mädchen gefunden, und die Kermis hätte ihm erzählt, ihr Vater sei ein ostpreussischer Besitzter; sie wäre bei einem Förster als Stubenmädchen gewesen, und als die Russen kamen, hätten die Leute die Flucht ergriffen. Sie wäre in den Wald geflohen, hätte sich hier zwei Wochen aufgehalten. Bald hätte sie weder sitzen noch liegen können. Schließlich sei sie von einem alten Manne gefunden und nach Simons mitgenommen worden. Hier wäre sie bei einem Förster drei Wochen geblieben. Das Bett hätte sie nicht verlassen können. Eines Nachts wäre das Gesicht von den Russen in Brand gesteckt worden und die Kranke hätte man hinaustragen und ihr Bett mit Schnee bedecken müssen, um es vor dem Brand zu schützen. Später wäre sie zu einem anderen Förster gebracht worden, und als die Russen wieder das Gesicht anzündeten, sei von ihnen das Haus, in dem die Kranke lag, verschont worden, nachdem sie die Füße des Mädchens gesehen hätten. Täglich seien die Russen gekommen, um zu plündern; mit der Kranken hätten sie Mitleid gehabt, und manchen wären die Tränen in die Augen getreten. Die Füße wären aber immer schlimmer geworden. Sie wären täglich mit Leinen, das mit verdünntem Wollol getränkt worden wäre, verbunden worden. Das Mädchen hätte fürchterliche Schmerzen zu ertragen gehabt. Der Förster sei inzwischen von den Russen erschossen worden. Am 5. Februar hätte der Rückzug der Russen begonnen. Das Mädchen hätte aber erst am 15. Februar in die Ortskrankenjammerstelle in Schillehnen eingeliefert werden können.

Der Leutnant schreibt dazu: „Schier unglaublich lang mir all das, was ich da niederschrieb. Aber die Arme, die ich da frisch verbunden vor mir sah, war ein schrecklicher Beweis für die Wahrheit des Gehörten.“ Er schließt dann weiter, daß die Soldaten sich des Mädchens sowie der anderen Kranken in liebevoller Weise angenommen hätten.

### Notizen.

— Vorträge. Am Dienstag, den 16. d. Mts., abends 8 Uhr, findet im Abgeordnetenhaus ein Vortrag des Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen von Votock-Webau über das Thema „Ostpreußens Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ statt.